



# Leid, das nicht endet

Jesidische Frauen stehen im Bajid Kandala Lager, im Welten der Dohuk-Provinz, an, um Lebensmittel zu erhalten. Archivfoto: Ahmad Al-Rubaye/afp

**Jesiden** Vor zehn Jahren begann der Völkermord an der ethnisch-religiösen Minderheit. Zigtausende Menschen wurden ermordet, versklavt, dem Hungertod preisgegeben. Die Überlebenden warten auf eine Perspektive. Wo es dennoch Hoffnung gibt. *Von Elisabeth Zoll*

Sie sehen das Blut. Die rote Spur zieht sich durch ihr Dorf. Sie ist auch an der Kleidung der schwerbewaffneten Männer zu sehen, die Frauen und kleine Kinder an jenem 3. August 2014 zuerst in einer Halle zusammenpferchen und dann auf Jeeps treiben, um sie wegzubringen, dorthin, wo die Gefangenen Erniedrigungen und Vergewaltigungen ausgesetzt sind. „Wir haben Furchtbares erlebt“, sagt die Jesidin Khalat (28) bei einem Gespräch in Stuttgart. Ausführlicher wird sie nicht. Spuren körperlicher Gewalt zeigen sich noch immer auf ihrer Haut – zehn Jahre nach dem Überfall der IS-Terroristen auf ihr Volk.

Schlimmer jedoch ist das Unsichtbare. „Wir haben immer Angst“, fügt ihre Schwägerin Hadjah (42) leise an. Vor allem nachts. Dann lassen sie die Erinnerungen an sexuelle Gewalt und Erniedrigungen nicht zur Ruhe kommen. Khalat und Hadjah (beide Namen geändert) waren drei Monate und eine Woche lang Gefangene der Terrormiliz IS.

Die beiden Jesidinnen konnten befreit und kurz darauf auf Initiative der Landesregierung Baden-Württemberg aus dem Norden des Irak nach Stuttgart ausgeflogen werden. Tausende andere Jesidinnen wurden von den Islamisten als Sexsklavinnen auf den Märkten im irakischen Mossul und im syrischen Rakka verschachert. Manche konnten in den vergangenen Jahren von ihren Familien freigekauft werden. Von anderen – man geht von 2600 Menschen aus – fehlt jede Spur. Ob sie unerkannt als Jesiden irgendwo leben, weiter in Sklavenhaft oder in einem der vielen Massengräber verscharrt sind, weiß niemand.

Was vor zehn Jahren in der Region Sindschar geschah, war Völkermord. Daran haben weder die Vereinten Nationen noch die Bundesregierung Zweifel. Terrorgruppen des IS fielen an jenem Sommertag in das Siedlungsgebiet der Jesiden ein. Ihr Ziel, die religiöse Minderheit auszulöschen. Zehntausende Männer wurden bei diesem Angriff erschossen, auch die Ehemänner und Brüder von Khalat und Hadjah wurden ermordet, Hunderttausende wurden von der Terrormiliz in das nahe Gebirge getrieben, wo sie ohne Wasser und Brot zugrundegehen sollten. Das Eingreifen des US-Militärs konnte das verhindern. Die Geretteten harren aus in Camps im Kurdengebiet im Nordirak. Bis heute.

Jan Ilhan Kizilhan, ein Experte für transkulturelle Psychiatrie und Psycho-

therapie und Kenner der Kurdengebiete, empfängt in seinem Stuttgarter Büro. „Jesiden sind eine vorislamische Glaubensgruppe“, sagt der 58-Jährige, der auch als Orientalist und Soziologe bewandert ist. Sie glauben an einen Gott, verehren aber auch Engel. Deshalb schmähen fundamentalistische Muslime sie als „Ungläubige“ und „Teufelsanbeter“. Im Gegensatz zu anderen Religionen besitzen Jesiden keine heilige Schrift. Sie geben ihre religiöse Tradition mündlich weiter.

Zu der in drei Kasten gegliederten Gemeinschaft kann nur gehören, wer in eine rein jesidische Familie geboren wurde. Ehen mit Nicht-Jesiden führen zum Ausschluss. Kinder aus diesen Verbindungen werden von der jesidischen Gemeinschaft nicht anerkannt. Auch nicht die Jungen und Mädchen, die aus einer Vergewaltigung während der Gefangenschaft hervorgegangen sind. Für die Mütter folgt daraus ein qualvoller Konflikt. „Wenn sie bei ihren Kindern bleiben wollen, nimmt die Gemeinschaft sie nicht mehr auf“, sagt Kizilhan.

Regeln, die in früheren Jahrhunderten der Selbstvergewisserung dienten, erweisen sich nach dem Genozid als Fallstrick. Für die heute in alle Welt zerstreute Ethnie werde es schwer, ihre Tradition aufrechtzuerhalten. Es bestehe die Gefahr, dass sich die jahrtausendealte Religion in Nachwirkung zum brutalen Angriff auflösen werde, sagt Kizilhan. Dann folge dem physischen und psychischen Genozid auch noch der schleichende religiös-kulturelle Tod.

Zehn Jahre nach dem Massaker leben noch immer rund 300.000 Jesiden in Camps im Kurdengebiet, neben weiteren rund 200.000 Flüchtlingen aus Syrien, die ebenfalls in der nur 5,5 Millionen Einwohner zählenden Region Sicherheit suchen. „In den Camps gibt es Kinder, die nicht wissen, wie es ist, in einem Haus zu leben“, sagt Kizilhan. Zuletzt habe die irakische Regierung angekündigt, die Jesiden-Lager aufzulösen. „Doch eine Idee, wohin die Menschen dann gehen sollen, hat sie nicht.“ Die einstigen Dörfer sind größtenteils nicht bewohnbar. Es fehlt an einfachster Infrastruktur wie der Versorgung mit Wasser und Strom, Schulen oder Gesundheitsstationen. Vor allem aber mangelt es an Sicherheit.

Milizen der kurdischen PKK, Peschmerga-Gruppen, Bewaffnete aus Syrien und der Türkei kämpfen um Einfluss in der Region. Man müsse sich die Sicherheit extrem kleinräumig denken, sagt Kizilhan, der selbst kurdische Wurzeln hat



„Wir können zwar nicht allen helfen, aber einige haben wir gerettet.“  
**Jan Ilhan Kizilhan**  
Trauma-Experte

und das Gebiet von vielen Besuchen kennt. Was augenblicklich in einem Dorf möglich sei, müsse noch lange nicht für das Nachbardorf gelten. Auch die in der Erde schlummernden Minen erschweren eine Rückkehr. Trotzdem würden immer wieder einzelne Familien versuchen, im Sommer die alten Felder zu bestellen. Jeder Angriff aus der Luft treibe sie jedoch zurück in die Lager.

Die Lage in den Zeltstädten ist angespannt. „Die Menschen spüren, dass sich keiner für sie interessiert.“ Das zerstört Hoffnung. Die Zahl der Suizide sei hoch, vor allem unter jungen Frauen. Diese seien in der patriarchalen Männergesellschaft Kontrolle ausgesetzt. „Der Lebensraum von Frauen ist in den Zeltstädten besonders eingeengt.“ Viele hätten „keinen positiven Gedanken mehr an das Morgen“. Auch deshalb bildet der Psychologe in der Stadt Dohuk Psychotherapeuten aus. Sie sollen vor Ort Hilfe leisten. Der vierte Kurs mit 30 Absolventen steht vor dem Studienabschluss.

**Ausbildung lokaler Therapeuten**

„Wer offiziell einen Genozid anerkennt hat, hat auch Verantwortung“, sagt Kizilhan in Richtung Berlin. Die Bundesregierung müsse mehr Druck auf die Regierung in Bagdad ausüben, damit in der Sindschar-Region Strukturen zur Rückkehr der Geflüchteten geschaffen werden. Und sie müsse sich engagieren: in Sicherheitsfragen, dem Gesundheitsbereich und beim Aufbau von Verwaltungsstrukturen. „Die Jesiden trauen kurdischen Soldaten nicht.“ Nach ihrer Lesart haben diese sie vor zehn Jahren mit ihrem Rückzug aus dem Sindschar im Stich gelassen und dem IS ausgeliefert.

Kizilhan, der selbst zwei Töchter hat, hört nicht auf, die Trommel für die Minderheit zu schlagen. Als vor zehn Jahren Bilder von zerstörten Dörfern und den mit dem Tod bedrohten Menschen in den Bergen um die Welt gingen, war die Expertise des Psychologen mit einem Schlag weit über die Region hinaus gefragt. Was hatte es mit der in der deutschen Öffentlichkeit kaum bekannten Volksgruppe der Jesiden auf sich? Und wie konnte vor allem Frauen geholfen werden, die in der Versklavung alle Formen von Gewalt erlebt haben?

Damals preschte Baden-Württemberg vor, richtete auf Initiative von Ministerpräsident Winfried Kretschmann ein Sonderkontingent für 1100 Jesidinnen ein. Weitere sind nachgezogen. Rund 190.000 Jesiden leben heute in Deutschland, die

meisten in Nordrhein-Westfalen und Niedersachsen. In Baden-Württemberg wurde Kizilhan zum Beauftragten für das Sonderprogramm. Er wählte in den Flüchtlingslagern Frauen aus, die in einer besonderen Notlage waren. „Unser Programm ist eine Erfolgsgeschichte. Sie kann als Modell für andere Krisenfälle dienen“, sagt der Psychologe. Die körperlich und psychisch schwer gezeichneten Frauen wurden bei ihrem Neustart in Stuttgart nicht alleine gelassen. Freiwillige Begleiter standen bereit, Dolmetscher, Mediziner und Psychologen. Kizilhan: „Wir können zwar nicht allen helfen, aber einige haben wir gerettet.“

**Schwerwiegende Panikreaktion**

Zum Beispiel Sari. Ihr Foto hat sich Kizilhan direkt neben seinem Schreibtisch aufgehängt. Das Bild erzählt die Geschichte eines verhängnisvollen Flashbacks. Aus Panik noch einmal in die Hände der IS-Milizen zu fallen, hat sich Sari selbst angezündet. Die schöne junge Frau wollte sich hässlich machen. Fast 80 Prozent ihrer Haut haben die Flammen verbrannt, Gesicht und Hände deformiert. „Wir waren zufällig im Camp, als das Unglück geschah.“ Kizilhan lässt die schwer verletzte Frau ausfliegen. 180 Operationen hat diese seither durchgestanden. „Sari ist heute eine lebenslustige Frau.“ Kizilhan lacht. Dass sie sich inzwischen trotz der bleibenden Entstellungen wieder unter Menschen traut, ist zu einem Teil dem sie begleitenden Psychotherapeuten zu verdanken, zum anderen, dem noch größeren Teil, aber auch ihrer eigenen Kraft. Die Resilienz der oftmals schwer geschädigten Frauen beeindruckt Kizilhan immer wieder. „Sie gibt mir Hoffnung“, sagt er. Und sie zeige, dass „wir mehr Kraft haben, als wir uns das oftmals zutrauen“.

Auch Khalad und Hadjah sowie ihre Kinder sind mit dem Sonderprogramm nach Stuttgart gekommen. Sie sei sehr dankbar, sagt Khalad. „In Deutschland kann ich Zukunft denken.“ Die 28-Jährige will weiter lernen, auch wenn ihr das als Analphabetin große Mühe macht. Ein Leben in der alten Heimat hält sie für ausgeschlossen. Zu belastend sind die Erinnerungen. Und doch muss sie in diesen Tagen dorthin fliegen für einen Genabgleich. In einem der vielen Massengräber wurden sterbliche Überreste gefunden, die möglicherweise ihrer Familie zuzuordnen sind. Khalad hat Angst vor dieser Reise. Es ist eine Rückkehr in die Welt ihrer Alpträume.